



Nr. 8.

Posen, den 21. Februar.

1892.

## Die Depeschen-Schatulle des auswärtigen Amtes.

Skizze nach dem Englischen von M. Sipman,  
(nach einer wahren Begebenheit).

(Fortsetzung).

Wir hatten den Haushälter unfres obersten Herrn Chefs herauszuklopfen (einer gewaltigen Persönlichkeit, in ureigentlichem Sinne genommen), mit dem ich niemals zuvor in Berührung gekommen war. In kurzer Zeit hielt er eine streng geheime und vertrauliche Unterredung mit uns, beim Schimmer einer einsamen Kerze, die gerade nur dazu diente, sein strenges Gesicht zu beleuchten, das seinen Ausdruck mehrmals wechselte, während ich erzählte. Er schien zu erstaunt zu sein, um uns einen Tadel oder Verweis zu geben und es war mir, als ob sich der Ausdruck seiner durchdringenden Augen zu etwas wie Mitleiden färbte, als er uns anblickte. Nach kurzer Ueberlegung kündigte er uns seine Absicht an, uns nach der Residenz des Staatssekretärs zu begleiten, und wenige Minuten darauf fuhren wir nach dem entgegengesetzten äußersten Ende von London zurück. Es war nicht mehr weit von der Stunde der ersten Briefausgabe, als wir unsern Bestimmungsort erreichten. Die Luft war von einem gelben Nebel getrübt, und wir konnten nichts unterscheiden, wie wir in tiefem Schweigen dahinfuhren, denn keiner von uns wagte zu sprechen, und unser Chef machte nur eine kurze Bemerkung dann und wann. Wir fuhren vor einem in Nebel gehüllten Gebäude vor und mußten etwa eine halbe Stunde in der Droschke warten, während der Chef hinaufging. Darauf wurden wir in ein Gemach gewiesen, wo an einem großen Schreibtisch ein kleiner, schwächlicher Mann saß, mit großem Haupte und tiefliegenden Augen, die unter buschigen Brauen ernst auf uns blickten. Natürlich wurden wir ihm nicht genannt und konnten nur errathen, daß wir vor dem Staatssekretär standen. Wir wurden aufgefordert, unsre Aussage zu wiederholen, und der Fremde legte uns ein paar scharfsinnige Fragen vor. Es war uns ja sehr darum zu thun, ihm Alles mitzutheilen, was wir wußten, aber es war wenig mehr als die Thatsache, daß die Depeschen-Schatulle verschwunden war.

„Das junge Frauenzimmer muß sie genommen haben,“ sagte er.

„Das konnte sie nicht, Sir,“ antwortete ich bestimmt, aber ehrfurchtsvoll. „Sie trug das denkbar engste, anschließende Täschchen und reichte mir beide Hände, als sie Adieu sagte. Es ist ganz undenkbar, wo sie die Schatulle hätte verbergen sollen. Kein Mann hätte sie in seine große Manteltasche haben stecken können.“

„Wie kam sie dazu, mit Ihnen im Wagen zu fahren, Sir?“ fragte er streng.

Ich gab ihm statt aller Antwort die von Mr. Hartington unterzeichnete Ordre. Er und unser Vorgesetzter studirten sie eingehend.

„Es ist ohne allen Zweifel Hartingtons Unterschrift,“ sagte der Letztere. „Ich würde es beschwören. Dies ist ein sehr merkwürdiger Umstand.“

Das war es, und für uns glücklicherweise wenn auch keine Rechtfertigung, doch eine Erklärung unseres Verhaltens. Die beiden Herren zogen sich in ein anstoßendes Zimmer zurück, wo sie wieder etwa eine halbe Stunde blieben, und als sie zu uns zurückkehrten, trugen ihre Gesichter noch immer den Ausdruck ernster Bestürzung.

„Mr. Wilfort und Mr. Drville,“ sagte unser Chef, „es ist dringend nothwendig, daß dieser Vorfall unverbrüchlich geheim gehalten wird. Sie müssen sogar sorgsam zu verbergen wissen, daß ein Geheimniß existirt. Sie thaten wohl daran, Ihren Verlust nicht auf dem General-Postamt zu melden, und ich werde veranlassen, daß bekannt wird, wie Sie besondere Instruktionen hatten, die Depeschen-Schatulle direkt an ihren Bestimmungsort zu bringen. Ihre Aufgabe ist es jetzt, die junge Person aufzufinden und nicht später als um sechs Uhr heut Abend mit ihr auf mein Bureau im General-Postamt zurückzukehren. Welche anderen Schritte zu thun wir für nöthig erachten werden, brauchen Sie vorläufig nicht zu wissen; je weniger Sie wissen, desto besser für Sie Beide.“

Ein andrer Schimmer von Mitleid in dem ersten Auge des vornehmen Herrn machte unsere Herzen erbeben. Wir fuhren sogleich davon, und mit jenem Instinkt von Klugheit, der häufig mit der Noth zu kommen und uns in unfehlbarer Weise den Weg zu zeigen scheint, den wir einzuschlagen haben, entschieden wir uns für folgende Handlungsweise: Tom Drville sollte sich sogleich nach Camden-town begeben und dort in jedem Hause nach Miß Clinton forschen, während ich — es war gerade noch Zeit genug — mit dem Zuge nach Eaton fuhr und ihre genaue Adresse von ihren Eltern erfragte. Wir kamen überein, uns um halb sechs Uhr auf dem General-Postamt zu treffen, wenn ich es möglich machen könnte, zur bestimmten Zeit dort zu sein. In jedem Falle aber sollte zur festgesetzten Zeit Tom sich zu unserm Vorgesetzten begeben und meine Abwesenheit erklären.

Als ich auf der Station zu Eaton ankam, fand ich, daß ich nur 45 Minuten Zeit hatte, wenn ich den Nachmittagszug nach London zur Rückfahrt benutzen wollte. Die Stadt lag etwa eine Viertelstunde vom Bahnhof, und ich beeilte mich so sehr ich konnte. Es überraschte mich nicht, zu finden, daß das Postamt mit einer Buchhandlung verbunden war, und ich

fand eine angenehm aussehende ältere Dame hinter dem Ladentische sitzend, während ein hochgewachsenes Mädchen mit schönem dunklen Haar mit einer Handarbeit etwas zur Seite saß. Ich stellte mich sogleich vor.

„Ich bin Frank Wilfort,“ sagte ich, „vom Eisenbahn-Postamt und bin soeben in Eaton angelangt, um mir eine Auskunft von Ihnen zu erbitten.“

„Gewiß. Wir kennen Sie wohl dem Namen nach,“ war ihre in so offener und freundlicher Weise gegebene Antwort, daß sie mich besonders angenehm berührte.

„Wollen Sie so gut sein, mir die Adresse von Miß Anna Clinton in Camden-town zu geben?“ sagte ich.

„Miß Anna Clinton!“ rief die Dame aus.

„Ja. Ihre Tochter, vermute ich. Wir fuhrten gestern zusammen mit dem Nachtzuge nach London.“

„Ich habe keine Tochter Anna,“ sagte sie; „ich bin Anna Clinton, und meine Töchter heißen Marie und Susanne. Dies ist meine Tochter Susanne.“

Das hochgewachsene dunkelhaarige Mädchen hatte sich erhoben, und stand jetzt neben ihrer Mutter. Sicherlich war sie der kleinen blonden Kofette sehr unähnlich, die mit mir als Anna Clinton nach London hinunter gefahren war.

„Madam,“ sagte ich, kaum im Stande zu sprechen, „ist Ihre andere Tochter vielleicht ein kleines schwächtiges Wesen, genau das Gegentheil von dieser jungen Dame?“

„Nein,“ antwortete sie lachend; „Marie ist beides, sowohl größer und brünetter als Susanne. Rufe Marie herein, meine Liebe.“

In wenigen Sekunden erschien Marie und ich hatte die Drei vor mir — A. Clinton, M. Clinton und S. Clinton. Es gab keine Tochter weiter in der Familie; und als ich die junge Dame beschrieb, die unter dem Namen A. Clinton gestern Nacht mit mir nach London gefahren war, konnten sie sich nicht denken, wer von den jungen Mädchen aus der Stadt — es gab deren ohnehin dort nicht viel — der Beschreibung entsprochen oder zu Besuch nach London gereist sein könnte. Ich hatte keine Zeit mehr übrig und eilte nach der Station zurück, wo ich gerade noch in den Wagen schlüpfen konnte, als der Zug eben die Plattform verließ. Zur bestimmten Stunde traf ich Drville vor dem General-Postamt, und die langen Korridore zu dem Bureau des hohen Herrn durchschreitend, fanden wir uns ängstlich in einem Vorzimmer wartend, bis wir zu ihm gerufen wurden. Drville hatte nichts entdeckt, ausgenommen, daß die Gepäckträger und Polizisten auf der Station Camden-town in der letzten Nacht eine junge Dame hatten aus dem Zuge herauskommen und eilig sich entfernen sehen, begleitet von einem sehr brünetten Herrn, der wie ein Ausländer ausfah und einen kleinen schwarzen Mantelsack trug.

Ich weiß kaum, wie lange wir warteten; es hätten Jahre oder ebensowohl Minuten sein können, denn einerseits schloß mir ein heißer brausender Strudel durch den Kopf, während zugleich eine tödtliche Kälte wie Erstarrung über mein wild pochendes Herz zu kriechen schien. Ich war mir einer immer zunehmenden Schwierigkeit bewußt, meine Gedanken zu beherrschen oder sie bei dem Gegenstande festzuhalten, der sie den ganzen Tag in Anspruch genommen hatte. Seit 24 Stunden hatte ich weder Speise noch Trank berührt, noch seit 36 meine Augen geschlossen, weil während dieser ganzen Zeit mein Nervensystem aufs Aeußerste angespannt gewesen war.

Jetzt kam der Ruf, und ich wurde allein in ein inneres Gemach geführt. Fünf vornehme zum Theil sehr distinguiert aussehende Herren saßen um einen runden Tisch, über den eine Anzahl Dokumente verstreut lagen. Es waren der Staatssekretär, den wir am Morgen gesehen hatten, unser Chef und Mr. Hartington; der vierte war, wie ich später erfuhr, der Premier-Minister, und in dem fünften, einem schönen, sehr energisch aussehenden Mann, erkannte ich unser mächtiges Oberhaupt, den General-Postmeister. Es war für mich Armen eine hochansehnliche Versammlung, und ich verbeugte mich tief; aber mein Kopf schwindelte, und meine Kehle war wie ausgetrocknet.

„Mr. Wilfort,“ jagte unser Chef, den ich fortan Mr. Dunstan nennen werde, „Sie werden diesen Herren noch einmal die näheren Umstände erzählen, welche den Verlust, über den Sie heut Morgen berichteten, begleitet haben.“

Ich legte meine Hand auf die Rücklehne eines Stuhls, um meinen zitternden Körper etwas zu stützen und wiederholte zum dritten Mal die Erzählung des ganzen Vorganges, mit Ausnahme verschiedener abgeschmackter Bemerkungen, die ich gegen die junge Dame gemacht hatte. Daran schloß ich den Bericht über meine Fahrt nach Eaton, und daß ich zu der Gewißheit gekommen sei, daß das junge Mädchen eine andere Person wäre, als die, für die sie sich ausgegeben hatte. Mit unbeschreiblicher Angst fragte ich zum Schlusse, ob Mr. Hartingtons Unterschrift eine Fälschung sei?

„Ich kann es nicht sagen, Mr. Wilfort,“ jagte dieser Gentlemen, die Ordre aufnehmend und mit einer Miene äußerster Verwunderung betrachtend. „Ich könnte darauf schwören, daß es die meinige sei, wenn sie unter einem andern Dokumente stände. Es scheint mir, daß Thorges, meines ersten Sekretärs Handschrift nicht so gut nachgeahmt ist. Aber es ist dieselbe Tinte, die ich brauche, und meine Unterschrift ist keine gewöhnliche.“

Es war eine sehr eigenthümliche, altmodische Unterschrift, mit einem Schnörkel darunter, nicht unähnlich einem Peitschengriff mit um die Mitte geschlungener Schnur; aber das machte es nicht schwieriger sie zu fälschen, wie ich demüthig bemerkte. M. Hartington schrieb seinen Namen auf ein Blatt Papier und zwei oder drei der Herren versuchten, den Schnörkel nachzuahmen. Sie gaben es wieder auf mit einem Lächeln auf ihren ernstern Gesichtern.

„Sie haben Sorge getragen, keine Andeutung von dieser Sache sich entschlüpfen zu lassen, Mr. Wilfort?“ sagte der General-Postmeister.

„Nicht eine Silbe, Mylord,“ antwortete ich.

„Es ist von gebieterischer Nothwendigkeit, daß das Geheimniß bewahrt wird. Sie würden der Versuchung überhoben sein, davon zu sprechen, wenn Ihnen eine Stelle im Auslande übertragen würde. Die Paket-Agentur in Alexandria ist vakant, und ich werde Sie sogleich dafür ernennen.“

Es würde eine gute Beförderung von meiner jetzigen Stellung aus gewesen sein, und ohne Zweifel der erste Schritt zu anderen und besseren Stellen, aber ich hatte eine alte Mutter in Farnborough wohnen, bettlägerig und gelähmt, die keine Freude auf Erden hatte, außer daß ich mit ihr unter einem Dache wohnte. Mein Kopf schwindelte heftiger, eine seltsame, ohnmachtartige Empfindung schlich heran.

„Gentlemen,“ stammelte ich, „ich habe eine gelähmte, für immer ans Bett gefesselte Mutter, die ich nicht verlassen kann. Ich war nicht zu tadeln, Gentlemen, ich konnte nicht wissen —“ die Worte versagten mir, es schien mir, als sei am Tische ein Regen und Bewegen, aber meine Augen wurden trübe, und eine Sekunde später hatte ich das Bewußtsein verloren.

Als ich wieder zu mir kam, in zwei oder drei Minuten, fand ich, daß Mr. Hartington neben mir auf dem Fußboden kniete und meinen Kopf hielt, während Mr. Dunstan ein Glas Wein an meine Lippen hielt. Ich suchte mich so schnell als möglich zu sammeln und wieder auf meine Füße zu stellen, aber die beiden Herren setzten mich in den Stuhl, an welchen ich gelehnt gestanden hatte und bestanden darauf, daß ich erst langsam den Wein austrinken sollte, bevor ich zu sprechen versuchte.

„Ich habe den ganzen Tag noch nichts genossen,“ sagte ich schwach.

„Dann, mein guter Junge, sollen Sie sofort nach Hause fahren,“ sagte der General-Postmeister, „aber seien Sie auf Ihrer Hut! Kein Wort darf von dieser Sache aufkommen. Sind Sie ein verheiratheter Mann?“

„Nein, Mylord,“ antwortete ich.

„Um so viel besser,“ fügte er lächelnd hinzu. „Vor Ihrer Mutter werden Sie ein Geheimniß bewahren können, vermute ich. Wir verlassen uns auf Ihre Ehre.“

Mr. Dunstan klingelte, und ich wurde der Obhut des eintretenden Beamten übergeben, der mich in wenigen Minuten in eine Droschke bringen und nach meiner Wohnung in London fahren ließ.

Eine Woche später wurde Tom Drville nach Kanada geschickt, wo er auf einem Postamt eine so angenehme Stellung erhielt, daß er nie Lust verspürte, nach England zurückzukehren.

Er heirathete dort und lebt noch heute glücklich und zufrieden daselbst im Kreise seiner Familie, wie er mir gelegentlich schreibt. Was mich betrifft, so verblieb ich, wie ich gebeten hatte, auf meinem alten Posten auf der Eisenbahn, bis zehn bis zwölf Monate später meine Mutter starb. Dann wurde ich bei der ersten Vakanz auf meine Post-Inspektorstelle befördert.

Diese Stellen haben ein sehr gutes Einkommen und gelten als Vertrauensposten. Ihre Inhaber haben in kürzester Frist von jedem Postamt zeitweilig Besitz zu nehmen, wo der Postvorsteher durch Pensionirung oder Tod sein Amt aufgibt, oder wenn verdächtige Umstände Suspension erheischen. Meine neuen Pflichten führten mich drei oder viermal in Mr. Hartingtons Bezirk. Obwohl dieser Gentleman und ich niemals ein Wort wechselten, das sich auf den mysteriösen Vorfall bezog, an dem wir Beide einen unschuldigen Antheil hatten, zeichnete er mich mit besonderer Gunst aus und lud mich mehr als einmal ein, ihn in seinem eigenen Hause zu

besuchen. Er lebte allein, da er nur eine Tochter besaß, die gegen seinen Willen, wie man sagte, einen seiner Sekretäre geheirathet hatte, denselben Mr. Thorge, dessen Handschrift so gut nachgeahmt worden war auf der amtlichen Ordre, die mir von der sogenannten Miß Anna Clinton in jener denkwürdigen Nacht präsentiert worden war. (Beiläufig will ich hier erwähnen, obwohl es nichts mit dieser Geschichte zu thun hat, daß meine Bekanntschaft mit den Clintons in Eaton im Laufe der Zeit zu vertrauter Freundschaft ausgereift war, die schließlich zu meiner Verlobung und Heirath mit Susanne führte.)

Es liegt nicht in meiner Absicht, die genaue Zahl von Jahren anzuführen, die vergingen, bis ich einmal wieder in das Privat-Kabinet unseres ersten Vorgesetzten Mr. Dunstan gerufen wurde, wo ich ihn mit Mr. Hartington eingeschlossen fand. Der Letztere schüttelte mir in herzlichster Weise die Hand, und dann ging Mr. Dunstan zu dem vorliegenden Geschäfte über.

(Schluß folgt.)

## Rendez-vous.

Plauderei von Heinz Lavote.

(Nachdruck verboten.)

Giebt es etwas Qualvolleres als ein verpaßtes Rendez-vous? ... Die verabredete Stunde hat geschlagen, eine Minute nach der andern verstreicht, es werden Viertelstunden daraus — aber sie kommt noch immer nicht.

So wanderte auch ich eines Abends fast eine halbe Stunde schon wie eine Schildwache unter den blühenden Linden der Bahnhofstraße Hannovers auf und ab, warf verzweifelnde Blicke nach der Uhr des Bahnhofs, um dann am andern Ende der Allee auf der dort aufgestellten Normaluhr zu konstatiren, daß der Zeiger unerbittlich weiter rückte, meine Alice sich aber noch immer nicht zeigte.

Bald kam ein Pferdebahnwagen vom Hainholz, bald einer von Bahrenwald, aber keiner brachte meine unpünktliche kleine Freundin. Wieder hält ein Wagen, ich strenge meine Augen in der Dunkelheit unmäßig an. Ein Kindermädchen, zwei junge Damen, die mich trotz ihrer Anmuth gar nicht interessieren, ein Arbeiter, zwei Offiziere, ein junger Mann, weiter nichts.

Noch einen letzten Blick die Straße hinab, dann gebe ich die letzte Hoffnung auf.

Da stand ich nun, und wußte nicht, was ich mit dem Abend, auf den ich mich schon so sehr gefreut hatte, noch beginnen sollte.

Zum Theater war es zu spät, und es blieb mir wohl nichts anderes übrig, als bei einem Glase Bier oder Wein meinen Mißmuth zu vertrinken.

Noch einen allerletzten Blick, dann ging ich. Kaum war ich zehn Schritte weiter, als ich meinen Namen rufen höre. Im ersten Augenblicke ein freudiger Schreck, dann aber sah ich, daß es nur ein Bekannter war.

„Wohin des Wegs“, rief er von weitem. „Auf was für Abenteuer und dunklen Nachstudien ertappt man Dich wieder, oder bist Du für einen halbwegs vernünftigen Menschen, wie ich einer zu sein glaube, zu einem Glase Bier zu haben? — Was thust und treibst Du, Mensch? Rede! — sprich! oder muß ich Dich wie den Geist des alten Onkels Hamlet stärker beschwören?“

„Am Himmels Willen, thu mir den einzigen Gefallen und höre auf. Ich gehe ja schon mit.“

„Das läßt sich hören, aber wohin?“

„Wohin Du willst!“

„Dann gehen wir zum Frankenbräu. Aber sag' mal, Mensch, was hast Du denn da in der Hand . . . Blumen der Liebe!“

Wir mußten in dem Augenblicke grüßen, und ich ward so der Antwort entzogen.

Als wir dann vor unserem Biere saßen, und eine Zeit lang geplaudert hatten, fing er mit einem Blick auf die drei Rosen doch wieder an:

„Verpaßtes Rendez-vous, was? . . .“

„Ich nickte nur.“

„Konnte ich mir nach Deiner verstimmten Miene gleich denken. O, mein prophetisches Gemüth! — Aber, Mensch, so mach doch ein anderes Gesicht. Dir guckt ja der Unmuth aus allen Nochnähten heraus. Ich kann mir das lebhaft vorstellen, kenne das aus Erfahrung, so gut wie Du. Ich ärgere mich über so was immer scheußlich, eine geänderte Theatervorstellung, ein verregnetes oder sonst wie gestörtes Fest und nun gar ein verfehltes Stelldichein! — Aber sieh mal, es hat alles sein Gutes, der Mensch muß blos Glück haben.“

„Na, daran hat es Dir nie gefehlt!“

„Wahrhaftig, und ich kann Dir gleich einen neuen Beweis liefern, von dem Du bis jetzt keine Ahnung hast. Kellner, noch ein Glas Bier, und nun höre.“

Er zündete sich eine neue Cigarette an und erzählte:

„Entsinnst Du Dich noch der kleinen Anna, der schwarzen Anna, vor fünf Jahren, in die ich bis über beide Ohren vernarrt war? — Ich dachte, Du hättest sie mal kennen gelernt. Es war ein ganz netter Kerl, und ich ging stark mit dem Gedanken um, mich schon damals zu binden, aber — sie hatte bei all ihren guten Eigenschaften einen großen Fehler: sie war die Unpünktlichkeit selbst. Nie war sie zur rechten Zeit, nicht ein einziges Mal in unserer langen Bekanntschaft war sie zur rechten Zeit fertig.“

Es kam ihr nicht darauf an, mich womöglich eine Stunde warten zu lassen.

Anfangs war ich die Geduld selbst, dann erlaubte ich mir ein paar bescheidene Worte, es gab kleine Scenen, aber sie änderte sich nicht, und ich mußte wohl oder übel ein Auge zudrücken. —

Eines schönen Tages wartete ich einmal wieder vergebens.

Es war ein Sonntag Nachmittag, ein echter Sommertag, Mitte Juli, wo die Sonne prall vom Himmel scheint, und Mensch und Thier hübsch im Schatten bleiben, froh, wenn das strahlende Gestirn sie mit seinen Feuerpfeilen nicht trifft.

Sie wollte mich heute mit einem neuen Kleide überraschen, ich wußte, daß ich mich also in Geduld fassen konnte; dennoch war ich schon fünf Minuten vor drei Uhr bei der Manentkaserne am Königs-wörtherplatz, da wir nach Schloß Herrenhausen hinaus wollten.

Es schlug drei! — Es schlug ein Viertel vier. . . Ich wartete geduldig und wanderte immer zehn Schritt in die endlose Herrenhäuser Allee hinein, um rasch umzukehren und nach ihr auszuspähen; aber Fräulein Anna ließ sich wie immer Zeit.

Ich betrachtete eifrig die Kaserne der Königsulanen mit ihrer trostlosen Einfachheit, bedauerte den mit gezogenem Säbel in der Sonne auf- und abpatrouillirenden Posten, schaute nach den Fenstern hinauf, wo hier und da ein Mann im weißen Drillrock die Sonntagsuniform herrichtete und lustig dazu pffif, während er mit dem Zuklappen eifrig über die in die Knopfgabel geschobenen Knöpfe fuhr.

Zuweilen fuhr ein leichter Wind über den Platz und trieb unter den Rädern der Equipagen und Pferdebahnwagen den heißen grauen Staub in die Höhe.

Und die Menschenmassen schoben sich an mir vorüber in endlosem Strome, lachende fröhliche Menschen in hellen Kleidern, die Mädchen unter weißen Hüten mit langflatternden Bändern, und auf allen, selbst den häßlichsten Gesichtern lauter Fröhlichkeit.

Kindewagen schoben vorbei. Die Kleinen schriegen, die größeren hingen sich in ihrem Sonntagsstaate an die Mutter oder saßen sich an und spazierten stolz dahin, in die schattige Allee hinein.

Zuweilen ein verliebtes Paar, das sich selig anblickte, so ernsthaft innig, daß man lachen mußte.

Das alles war sehr lustig, hübsch und nett, ergötzlich und lehrreich anzusehen. Ich aber hätte diese vergnügten Menschen prügeln mögen; und mein Aerger wuchs mit jeder Minute.

Die Uhr der Kaserne zeigte jetzt auf vier, und allem menschlichen Ermeßen nach konnte sie jetzt allmählich kommen.

Ich wanderte nur mehr sechs oder sieben Schritte in die Allee hinein. —

Schon seit langem hatte ich gemerkt, daß ich nicht allein hier

wartete, aber die arme Seele, denn es war ein offenbar noch sehr junges Mädchen, besaß noch nicht die Geduld, die ich hatte.

Irgend so ein kleines Wesen, sagte ich mir, das auf seinen Schatz wartet. Und ich sah sie mir nicht weiter an.

Allmählich nahm ich mir jedoch das Recht, meine Leidensgefährtin genauer zu betrachten, und da sie in der andern Baumreihe der Allee, jenseits des Fahrweges wartete, ging ich hinüber.

Hoffentlich kam meine Anna nicht gerade, denn sie war schon eiferjüchtig genug.

Ein blaßrosa Kleidchen mit großer, dunkelrother Schleife und weiten, sogar sehr weiten bauschigen Ärmeln, die ihr gar nicht besonders standen.

Aber der weiße Hut dafür sehr geschmackvoll, und das Gesichtchen darunter allerliebste.

Sie war groß und schlank, und ganz wundervoll gewachsen. Wie abrett sie sich hielt und ging. —

Sofort nach den Füßen gesehen; ein sehr schmaler Fuß im leichten englischen Promenadenschuh, und schwarze Strümpfe.

Sie war sehr nett, und wenn ich nicht auf Anna warten mußte. . . .

Ich drehte die paar Blumen, die ich mir zuvor noch extra für sie hatte binden lassen, unternehmungslustig in der Hand.

Die junge Dame hatte keine Blume.

Sie brauchte übrigens auch keine, so hübsch schien sie mit ihrem blaffen, schmalen Gesichtchen, feingeschritten und knospenhaft, mit großen dunklen Kinderaugen, in denen eine Welt voll Unschuld lag.

Dieses junge, kaum siebzehnjährige Räthsel interessirte mich. Wen sie wohl erwartete und weshalb sie hier auf und abließ?

Wenn doch Anna nicht gewesen wäre! . . .

Es war bald halb fünf. —

Zwei junge Leute gingen vorüber, sahen sie an, tauschten einen Blick und kehrten dann wieder um. Der Eine war im Begriff sie anzureden, als ich auf sie zuging, worauf sie sich ohne Weiteres drückten.

Ich that gar nicht, als ob etwas vorgefallen sei; allein ich sah gar wohl, wie ein verstohlen dankbarer Blick ihrer Augen sich zu mir her verirrte.

Sie war zu reizend, und wenn ich noch fünf Minuten hier mit ihr allein blieb, konnte Anna sich gratuliren. Es war Gefahr im Anzug.

Zwei Minuten hernach war es auch schon zu spät. Ich hatte den Hut gelüftet und sie angesprochen, indem ich mich ihr ohne weiteres als Paul Behrens, Civilingenieur, vorstellte. Ich bat um Entschuldigung, aber es kam mir zu komisch vor, daß wir wie auf Doppelposten schon viertelstundenlang an einander vorbeiwanderten.

Sie wurde sehr roth, sehr verlegen, was ihr aber ganz reizend stand.

Ich war ganz weg und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, damit nur Anna jetzt nicht käme.

Die Kleine stotterte ihren Dank für mein Einschreiten vorhin, und hielt sich verpflichtet, auch ihren Namen zu nennen! Agnes Wunderlich.

So, nun kannten wir uns, und konnten unser Leid gemeinsam tragen. Es war ja viel gescheiter, wenn wir gemeinsam warteten und uns ein wenig mit Plaudern die Zeit vertrieben.

Es schlug halb.

„Nun kommt er nicht mehr,“ sagte sie seufzend, wie zu sich selbst.

„Ah! — Er? . . .“

Sie erröthete sehr tief.

„Ich bitte, mein Herr . . .“

„Aber mein Fräulein! — Sie sehen ja, daß ich mich in der gleichen Lage befinde, sehen Sie nur meine arme Blumen an. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen als Sühne für das unverzeihliche Er diese Blumen überreichen darf. Sie kommt auch nicht mehr, und wenn auch, ich schulde Ihnen Genugthuung.“

Sie wurde wieder ganz roth, es stand ihr zu gut, und dann nach kurzem Högern, nachdem ich ihr erklärt, daß ich den Strauß sonst auf den Reitweg unter die Hüfe der Pferde schleudern würde, ließ sie sich überreden und steckte die Blumen an.

Dann nach einer Pause, mit einem Blick aus den dunklen Augen zu mir empor:

„Was müssen Sie nur von mir denken, mein Herr. Sie werden es mir wohl nicht glauben, aber ich warte wirklich auf meinen Better. Sehen Sie, nun lächeln Sie schon so ungläubig. — Ich will Ihnen auch offen gestehen, daß es ohne Wissen meiner Mutter geschieht. Mama hat einen schlimmen Fuß, und ich sollte mit meiner Freundin Lieschen und deren Eltern ausgehen, aber das ist immer zum Sterben langweilig. Mit Max gehe ich viel lieber, der ist so nett. Ich weiß wohl, daß es nicht ganz recht ist, sogar sehr schlecht, aber ich habe sonst nichts, rein garnichts, seit wir in Hannover sind, seit der Vater todt ist. — Wir sind erst ein halbes Jahr hier, und kennen keinen Menschen. Und Max ist so gut. . . . Mama sagt zwar, er sei leichtsinnig, aber er ist doch auch noch so jung, kaum zwanzig, und seit zwei Semestern studirt er schon. — Er hat früher immer gesagt, sobald er Baumeister ist, heirathet er mich. Natürlich . . . nur im Spaß sagt er das so. — Weshalb er bloß heute nicht gekommen ist. Ich weiß gar nicht, was ich jetzt anfangen soll. Ich kann doch nicht nach Haus gehen, denn was soll ich Mama sagen. . . . Wenn ich lüge, merkt sie es doch gleich.“

Es ist recht abscheulich von Max, daß er nicht kommt. Ich gehe aber auch nie wieder mit ihm aus. . . .“

So plauderte Fräulein Agnes, ich schaute sie an und hörte aandachtig zu, und dachte dabei: Du gutes liebes Kind. Du holde Unschuldb.

Meine Anna hatte ich inzwischen völlig vergessen. —

Wir sahen wieder nach der Uhr, sahen uns an, und dann schwiegen wir lange.

Endlich faßte ich einen Entschluß.

„Wenn wir beiden Verlassenen uns nun trösteten und gemeinsam gingen? — Wenn der Herr Better käme, wollte ich schon mit ihm fertig werden.“

„Ach nein“, sagte sie, „das geht nicht, es geht wirklich nicht. Wenn Max das sähe . . . er forderte gleich. Er fordert immer gleich. Einen hat er schon abgestochen. Er ist bei den Teutonen.“

„Was, ein Teutonensuchs? — Na, da hat es wahrlich keine Gefahr, da bin ich selbst alter Herr.“

Auf das alter Herr sah sie mich einen Augenblick forschend an, dann sagte sie:

„Ja, Fuchs ist er noch, aber im nächsten Semester wird er recipirt, dann ist er Burich. — Und Sie sind wirklich auch bei den Teutonen gewesen?“

„Gewiß, soll ich es Ihnen beweisen? Sie kennen doch gewiß den Teutonencirkel?“

Sie nickte eifrig mit dem Kopfe.

„Also passen Sie mal auf!“

Ich holte Notizbuch und Bleistift heraus und malte ihr das Ungethüm, so gut es noch ging, hin.

Sie sah mir eifrig zu, nickte freudig und sagte dann:

„Ich kann ihn auch. Max hat ihn mir gezeigt.“

Und während ich das Notizbuch hielt, versuchte sie das Ding zu malen, das scheußlich genug wurde.

„Ich kann es nicht, weil ich Handschuh an habe. Aber Max sagt, ich male ihn famos.“

„Lassen wir Max also ruhig kommen, mit diesem Runenzeichen können wir seinen Zorn sofort befänstigen.“

Noch eine Weile Zaudern und Bedenken, dann kehrten wir der Stadt den Rücken, und plaudernd ließen wir uns von dem Strom der Spaziergänger die Allee hintreiben.

Einen herrlicheren Nachmittag hatte ich noch nicht erlebt.

Anfangs sprach sie noch von Max, und ich ein wenig von meiner Anna, dann vergaßen wir sie völlig.

Wir wanderten durch den Georgenpark, dann zwischen den hohen Hecken des Herrenhäuser Gartens, um alle Fontänen und Wasserfälle, und lachten und plauderten, als ob wir seit Jahren die besten Freunde waren.

Nur wenn mich irgend ein Hut oder ein Kleid in der Ferne an Anna erinnerte, überließ mich eine Gänsehaut.

Wie hatte ich mit der nur eine halbe Stunde zubringen können? Ich verstand mich gar nicht mehr.

Denn jetzt war ich sehr glücklich, zufrieden, wie nie in meinem Leben, und alles Leugnen half nichts: total verliebt in die Kleine, die mit mir schwatzte, als seien wir beide hier ganz allein auf der Welt. —

Wir kehrten zu einer Tasse Kaffee ein, und allzu schnell nur kam der Abend.

Um acht mußte sie zu Hause sein. Sie war müde geworden, und ohne sich lange zu zieren, nahm sie meinen angebotenen Arm. —

An der Hildegardstraße trennten wir uns, wobei ihre Hand nicht so schnell aus der meinen frei kam.

Auf ein festes Wiedersehen wollte sie nicht eingehen. Wenn wir uns einmal träfen, war es gut; wenn nicht — auch gut, lachte sie, aber in dem Lachen lag eine leise Hoffnung, daß es geschehen würde. —

Und wir sahen uns wieder! —

Ich war einer der ersten auf der nächsten Teutonentneipe und lernte hier den Fuchs Max kennen, dem Agnes übrigens schon alles berichtet hatte, und der mir sehr gefiel, derart, daß wir rasch Freunde wurden, und ich noch am selben Abend mit dem krasen Fuchs Brüderschaft trank.

Acht Tage später führte er mich bei seiner Tante, der Frau Baurath Wunderlich ein, und weitere vierzehn Tage darauf verzichtete er freiwillig auf sein Fräulein Cousine und trat feierlichst alle seine Rechte ab.

Mit Fräulein Anna hatte ich mich am Tage nach dem Sonntag heftig gezanft, hatte ihr in meinem Unmuth alles gesagt, wobei sie einen Charakter zeigte, der mich zu schleunigster Flucht trieb, und zwar direkt in die Arme meiner kleinen Frau. . . .

Du abscheulicher Mensch weißt wahrscheinlich gar nicht, daß meine Frau Agnes heißt, und daß ich all mein Glück diesem verfehlten Stellbildein verdanke.

Euer Hochwohlgeborenen bummeln ja immer durch alle Welt und vergessen dabei dero ältesten Freunde. Nun aber, da Du hier bist, mußt Du Dich bald einmal bei uns sehen lassen, um Dich zu überzeugen, daß ich über mein verpacktes Rendez-vous von Herzen froh sein kann.

Wir hat es zu meiner lieben kleinen Frau verholfen, und wie ich Dich kenne, verhilft es Dir vielleicht einmal zu einer ebenso netten, kleinen Geschichte.“ —